



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Cem Gülay
Helmut Kuhn

Kein Döner Land

Kurze Interviews mit diesen Migranten

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Cem Gülay und Helmut Kuhn im Deutschen
Taschenbuch Verlag: Türken-Sam (34769)



Originalausgabe 2012

© 2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Abdruck der Zeitungsartikel auf S. 79 f. und S. 166 f. mit freundlicher
Genehmigung von ›Allgemeine Zeitung der Rhein-Main-Presse‹ und
›Tagesspiegel‹

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche,
auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-423-24952-2

Inhalt

»Döner-Morde«: Warum?	7
Döner-Land.	9
Karneval der Kulturen.	12
Die totale Segregation	15
Kurze Interviews mit fiesen Migranten	20
Auf einmal geht es in Bonn total ab.	24
Auf dem weißen Sofa ist es sehr bequem	28
»Bitte holen Sie die Überreste Ihrer Kinder ab.«	33
Türkische Rassisten reinsten Wassers.	39
Von Bio-Lippenstiften und Bürgerprotesten.	42
Migranten im Westen, Bio-Deutsche im Osten.	46
Die Axt im Kopf	52
In Hungen nichts Neues, aber Laubach rockt	56
Wir sind Nordstadler	60
Echt fiese Migranten	64
Kaum Migranten, aber viele Probleme	67
Das Fachpublikum verprügelt mich.	73
In Ingelheim-Ost wurde ich zum Aleviten	82
Der Beste ist der Dumme.	87
»Ich finde eigentlich, dass wir echt scheiße sind.«	89
»Stopp Tierversuche! Nehmt Türken!«	93
Wie man ganz Auerbach im Alleingang befriedet.	98
Ihre Ängste, meine Herren, sind vollkommen berechtigt	102
Ein neuer Kalender in Neckarsulm	106
Ich schaffe einen neuen Arbeitsplatz	109
Die Mutter will eine Islam-Debatte	112
Die beknackte Schulhofsituation	114
Wir haben alle keinen Masterplan	117

Die Osterweiterung der EU bringt	
berechtigte Sorgen für die Unterwelt mit sich	122
Senol, der Manager	125
Der Helvetier oder die zwingend	
überlegene Intelligenz	127
Kurze Interviews mit fiesen Lehrern	130
Meine liebe Cousine und Ministerin	
in Baden-Württemberg	136
Theater ist besser als Boxen.	141
Ali I: Jetzt wird er auch noch Soap-Moderator	144
In Bonn gibt es jetzt eine	
Antidiskriminierungsregel	148
Zoff bei der lieben guten alten Tante SPD	150
Dreizehn Geschwister, ein anatolischer Bauernhof	
und 500 Ziegen	153
Das Kind im Brunnen	156
Fröhliche Menschen sehen anders aus	160
Die Ballade vom Teflon-Guti	165
Die schreckliche Verarmung der Verbrecher	168
Street credibility versus street university	171
Ich meine: wirklich fiese Migranten.	176
Back to the roots	179
Morde und Buden	182
Samthandschuhe	187
Fünf Minuten nach der Staatstrauer	192
Ein Zirkus in Moabit	195
Ali II: Jetzt aber endlich die Soap!	197

»Döner-Morde«: Warum?

Es ist ungefähr so, als wären zehn Deutsche im Londoner East End über die Klinge gesprungen und die englische ›Sun‹ titelte: »Die Opfer-Krauts«. Oder nehmen wir an, zehn deutsche Touristen würden in Antalya ermordet, und die zuständige Kommissariatseinheit hieße: »Soko Kartoffelmorde«. Die französische ›Le Monde‹ schriebe: »Les Nanas Nazi – zehn deutsche Au-pair-Mädchen erwürgt.« Und wenn in Neukölln der nächste Deutsche ins Gras beißt, wird der türkische Täter mit folgender Zeile zitiert: »Hab isch Kartoffelmus gemacht.«

Geht's noch?

Andererseits ist der Döner tatsächlich so etwas wie ein Synonym für deutsche Türken, denn er stammt ja nicht aus der Türkei, sondern wurde genuin in Berlin-Kreuzberg geboren. Er ist wie wir, und er ist aus diesem Land nicht mehr wegzudenken.

In allen Städten, in denen ich war, gibt es Döner-Läden. Ich bin landauf und landab gereist, ich habe nette kleine Dörfchen und Altstädtchen gesehen, Fachwerkfassaden und jahrhundertealte Stadtbilder, und darin immer einen oder mehrere Döner-Läden entdeckt.

Man kann sagen: Deutschland ist dönerisiert. Istanbul-Döner in Wittlich? Döner-Station in Erbach? Dönerland in Bingen? Irgendwie passt er da aber nicht hinein. Irgendwie zerstört der Döner-Laden in der Marburger Altstadt dieses liebeliche Bild. Er ist und bleibt ein Fremdkörper. Meist befindet er sich direkt neben einer Spielhalle, die noch weniger dorthin passt. Das wirkt wie ein Windpark im Naturschutz-

gebiet Lüneburger Heide, eine Currywurst-Station vor der Hagia Sofia oder Eisbein und Sauerkraut in Trabzon am Schwarzen Meer.

Döner-Land

Der Döner-Laden hat sich in diesem Land verbreitet wie eine gemeine Flechte, und sie zeigt die seltsamsten Auswüchse. Ein Freund von mir erfand in Hamburg den Fisch-Döner. Er brachte es seinerzeit mit dem Fisch-Döner über Nacht zu lokaler Größe. Dergestalt erfolgreich geworden, kreierte er mit seinem Geschäftspartner in Hamburg die sogenannten Krall-Partys. Das waren Partys, die vor allem von türkischen und kurdischen Einwanderern gut besucht und bald bundesweit in ähnlicher Art gefeiert wurden, da die Türken ja zu dieser Zeit in die meisten Diskotheken nicht hineingelassen wurden. Also veranstaltete man eigene VIP-Partys, bei denen die halbstarken Jugendlichen aber genauso wenig Einlass fanden wie in die Diskos der Bio-Deutschen.

Es herrschte zum Beispiel Damen-Zwang, und die Musik war rein türkisch. Dort sah man im VIP-Bereich an fast allen Abenden die Honoratioren der großen Döner-Produzenten. Es gab (und gibt) eine regelrechte Döner-Society, eine »Döneria«, eine illustre Gesellschaft meist älterer Herren, die sehr oft des Deutschen wenig mächtig sind, aber schon mal einige Fünf-Sterne-Hotels in Antalya besitzen. Damals habe ich meinen Freund belächelt. Aber wär ich doch bloß auch auf den Döner gekommen.

Natürlich gab es den einen oder anderen Döner-Krieg. Ich kannte einen Döner-Laden in der Nähe der Hamburger Uni am Dammtor. Dieser Laden lief derart bombastisch, dass gleich drei oder vier Döner-Läden in direkter Nachbarschaft eröffneten. Sofort brach ein erbitterter Preiskrieg aus, bis der Döner an der Uni sagenhafte 99 Cents kostete. Einen ähnlichen Preiskrieg kennen wir auch aus Berlin.

Im Zuge der Dönerisierung Deutschlands kam es schon mal zu Schlägereien, Messerstechereien, Schießereien und, schlimmer noch, ganzen Familienfehden. Natürlich war ein Döner-Laden-Besitzer nicht glücklich darüber, wenn ihm ein anderer direkt nebenan oder vis-à-vis Konkurrenz machte.

Heute halten sich die meisten Döner-Läden mehr mit Spielautomaten denn mit Fleischtaschen über Wasser. Viele sind international geworden und haben ihr Sortiment erweitert. Sie braten Currywürste, backen Pizzen und verbünden sich mit Chinesen, die Chop Suey über denselben Tresen schieben. Nicht zuletzt ist der Döner heute auch ein Export-Schlager im Range von BMW oder Microsoft. Von Berlin-Kreuzberg trat der Döner seinen Siegeszug an.

Nicht nur Deutschland, ganz Europa ist dönerisiert. Es gibt Döner in Spanien, Italien, der Schweiz, Österreich, Holland, auf Ibiza und in England. Der Döner ist derzeit im Ostblock auf dem Vormarsch, und es wird nicht lange dauern, bis er den Ural überschreitet und in Sibirien wie in den mongolischen Republiken Fuß fasst.

Mein anatolisches Herz schlägt schneller, wenn ich mir überlege, dass die ursprüngliche Form der Fleischtasche, die griechische Schweinefleisch-Pita, praktisch am Aussterben ist. Wieder mussten die Griechen eine empfindliche Niederlage hinnehmen. Langsam tun sie mir leid.

Hierzulande hängen inzwischen Hunderttausende Arbeitsplätze und ganze Communities am Dönerspieß. Aber tausende Familien hängen davon ab. Als der Gammeldönerfleischskandal hochkochte, musste man um Deutschland bangen. Ich bin mir nicht sicher, ob der eine oder andere Chefredakteur nicht von der Kanzlerin persönlich um ein Einsehen gebeten wurde. Hätte sich der Skandal noch länger hingezogen, wären womöglich die Staatsfinanzen ob der zu erwartenden Mehrausgaben im Sozialbereich zusammengebrochen.

Im Zuge dieses Skandals schlossen sich unter dem Stichwort »Döner-Konferenz« allerlei Produzenten, Lieferanten und Ketten zu einem Konsortium zusammen, das fürderhin Preise, Qualität, Handel sowie innovative Ideen koordinieren sollte. Leider ziehen nicht immer alle in diesem Konsortium am selben Strang, was dessen Handlungsfähigkeit ein wenig einschränkt. Aber schließlich sind sie alle Teil der bundesweiten Bussi-Bussi-Döneria.

Ich persönlich erinnere mich gern an das Fernsehbild, als Angela Merkel auf einem Staatsbesuch bei Ministerpräsident Tayip Erdogan herzhaft in einen gesunden Döner biss, und meiner bescheidenen Meinung nach sollte der gewissenhafte Konsument wenigstens 3,50 Euro für einen guten Döner lockermachen.

Eigentlich müsste er fünf Euro kosten, will man nicht nur gute Qualität, sondern auch einen ethnisch fairen Handel erwarten. Wie in Afrika. Dort hat ein deutscher Journalist des ›Stern‹ in Mbuyi-Maji in Zaire schon mal 243 Dollar für zwei Hähnchenschenkel gezahlt, wovon der 100-Kilo-Mann nicht mal satt wurde.

Aber nun gut. So sind die Preise in Krisengebieten, und es ist besser, zu zahlen, als umgelegt zu werden. Und so grundsätzlich unterschiedlich ist das gar nicht. Mbuyi-Maji und die eine oder andere Ecke in Deutschland, zum Beispiel.

Karneval der Kulturen

Ich bin in Hamburg geboren und habe mein Leben größtenteils in Deutschland verbracht. Darüber hatte ich zusammen mit Helmut Kuhn ein Buch geschrieben. Titel ›Türken-Sam. Eine deutsche Gangsterkarriere‹. Der erste autobiografische Bericht aus der Lebenswelt der jungen männlichen Migranten und die Geschichte eines Gangsters, der den Ausstieg geschafft hatte. Wie der Verlag so hübsch sagte. Normalerweise organisiert der Verlag dem Autor auch die Lesereise, wenn sein neues Buch erscheint. In diesem Fall war es anders. Ich habe landauf und landab gelesen, aber ich habe mir meine Lesungen selbst organisiert. Nein, nicht mal das. Sie haben sich ergeben. Sabina Riegger aus Füssen im bayerischen Allgäu hatte mein Buch gelesen und sich an den Verlag gewandt. Sie wollte mich für das Festival »Kulturbunt« einladen.

Ins Allgäu? Was wollten denn die Lederhosenbayern von mir? Ich hatte mit allem gerechnet – Berlin, Frankfurt, Ruhr, aber das Allgäu?

Ich flog nach München zu einem Freund. Von dort fuhren wir mit dem Auto ins Allgäu. Das ist eine schöne Landschaft. König Ludwigs Märchenschloss Neuschwanstein war nicht weit, und das haben wir uns tatsächlich angesehen. Weltklasse. Ich liebe Schlösser und Burgen. Wir sind dorthin gewandert und sind mit der Kutsche zurückgefahren nach Füssen. Es liefen auch gar keine Leute in Lederhosen rum. Ich habe sogar ein paar Migranten gesehen, allerdings keine Jungs mit Alphajacken. Ich wusste also gar nicht, was sie dort in Füssen von mir wollten.

Das Festival dauerte zwei Tage. Auf einem großen Park-

platz in der Innenstadt hatte man ein paar Zelte errichtet. Frau Riegger war sehr nett. Sie stammte aus Bosnien und lebte in einer »interkulturellen Beziehung«, wie sie das nannte. Ihr Sohn war Polizist in Füssen. Sie hatte folkloristische Einlagen der verschiedensten Tanz- und Musikgruppen organisiert. Da waren Albaner und Aramäer, Italiener, die ihre Fahnen schwangen, chinesische Tänzer und sogar mexikanische Mariachi. Mitten im Allgäu, das ich bisher vor allem mit Kühen und Schokolade in Verbindung gebracht hatte. Ich musste mich doch sehr wundern.

Ein Riesenaufwand. Sie tanzten, bimmelten und sangen in den wildesten Outfits. Ein kunterbunter Karneval der Kulturen beinahe wie in Berlin-Kreuzberg. Aber stell dir vor, es ist Karneval – und niemand geht hin. Das Fest war ein völliger Flop. Weil es beide Seiten offenbar nicht interessierte – weder die Einheimischen noch die Migrant*innen. In den riesigen Zelten tanzten die Folkloregruppen vor fünf Zuschauern. Obwohl es ja kein Muslimfest war und es reichlich Bier gab. Die Gleichgültigkeit der Bevölkerung gegenüber diesem bunten Treiben war kaum zu über treffen.

Trotz besten Wetters kamen an beiden Tagen gerade mal zweihundert Besucher aus einem Einzugsgebiet mit rund 40 000 Einwohnern. Keine Familien mit Kindern, nichts. Auch von den türkischen Bewohnern keine Spur. Immerhin 14 000 Euro hatten die Organisatoren in das Festival investiert, von der wochenlangen Arbeit ganz zu schweigen. Sabina Riegger war die Enttäuschung im Gesicht abzulesen. Das habe sie nicht erwartet, sagte sie. Bei meiner Lesung waren gerade dreißig Leute da. Ich war einer der Letzten, die auf dieser Veranstaltung auftraten. Die Hälfte des Publikums bestand aus Helfern und Organisatoren.

Ich habe versucht, Frau Riegger zu trösten, so gut es ging. Am Abend gingen wir in ein paar Kneipen und eine Diskothek. Die Läden waren brechend voll. Dort sah ich sie,

die jungen Albaner, Türken und Italiener, und sie blieben in kleinen Grüppchen unter sich. Ich verzichtete auf ein Honorar und verbuchte die Reise als ethnische Studienfahrt.

Die totale Segregation

In Berlin fand die Buchpremiere von ›Türken-Sam‹ im BKA-Theater in Kreuzberg statt. Das ist ein Veranstaltungsort, an dem sonst Stand-up-Comedians auftreten, Theaterstücke aufgeführt werden und Bands spielen. Der Name des Theaters weckte unangenehme Erinnerungen in mir, aber die Lesung im Literarischen Salon Britta Gansebohm, die in diesem Theater stattfand, war ein voller Erfolg. Immerhin fanden sich in der Problemhauptstadt mit 3,4 Millionen Einwohnern und einem Migrantenteil von rund 25 Prozent stolze 70 Gäste ein. Ich las gemeinsam mit meinem Ko-Autor. Mit Britta Gansebohm und meiner Cousine Bilkay Öney stellten wir uns den Fragen der Zuhörer.

Im Anschluss daran sprach mich ein Anwalt an, Stefan Rusche. Er erzählte mir von seiner Schwiegermutter, die in Hungen bei Gießen wohne. Sie kümmere sich seit fast 40 Jahren um Einwanderer in ihrer Region und tue das mit 75 Jahren immer noch. Er wolle ihr das Buch zukommen lassen. Ich gab ihm meine Telefonnummer.

Zwei Wochen später meldete sich besagte Schwiegermutter, Renate Hampel. Ob ich Lust hätte, nach Hungen zu kommen? Sie würde dort einige Lesungen und eine Abendveranstaltung organisieren. Innerhalb von weiteren vier Wochen hatte sie tatsächlich vier Veranstaltungen auf die Beine gestellt. Ich war total baff. Aber ich sollte sie ja noch kennenlernen.

Nach der Lesung bei Britta Gansebohm kam auch ein asiatischer Mann auf mich zu und stellte sich als Prime Lee vor. Er war im Wedding aufgewachsen und hatte Abitur gemacht. Inzwischen Mitte dreißig, war er mit einer

Werbeagentur recht erfolgreich und stellte in eigener Regie erschwingliche Designermöbel aus einfachen Materialien her. Er sagte, er wolle der Gesellschaft etwas zurückgeben. So hatte er eine Initiative gegründet, die sich Schooltalk nannte.

Ich fand den Mann cool. Solche Leute hatte ich in Hamburg kaum gekannt. Unternehmer, die sich ehrenamtlich für Jugendliche in den Problemvierteln einsetzten. Das interessierte mich. Es gibt diese Leute, und sie sind wirklich mit dem Herzen dabei. Das ist ein Unterschied zu Migranten, die gut bezahlt in irgendeinem politischen Ausschuss sitzen und lediglich Steuergelder verteilen.

Was er tat, gab mir sehr zu denken. Bis dahin hatte ich eigentlich Folgendes im Kopf: Sollte sich das Buch gut verkaufen, vielleicht sogar verfilmt werden, gehe ich mit der Kohle weg aus Deutschland. Prime Lee brachte mich darauf, dass ich auch noch etwas anderes daraus machen könnte. Wir tauschten unsere Nummern aus und ich wollte mir das Projekt an den Schulen ansehen. Er lud mich ein, an der Ernst-Reuter-Gesamtschule in Wedding mit den Jugendlichen zu diskutieren.

In einem großen Veranstaltungsraum saßen rund 100 Schüler. Der Anblick war ein Schock. Ich dachte, ich bin in einer Schule im tiefsten Anatolien gelandet. Ich sah nur Schwarzköpfe. Außer den Lehrern war kein einziger Mensch ohne Migrationshintergrund anwesend. So etwas hatte es zu meiner Schulzeit nicht gegeben: Türken und Araber waren immer in der Minderheit gewesen. Das hier war eine Schule in einem Apartheidsystem südafrikanischer Prägung. Die totale Segregation. Mir taten auch die Lehrer leid.

Noch erschreckender aber war etwas anderes. Nur vier Prozent dieser Schüler würden, so sagten die Schulleiter selbst, einen Ausbildungsplatz bekommen. Das heißt, vier von diesen 100 Schülern. Und was wird aus den anderen?

Was machen die? Die können doch nicht alle einfach dumm sein? Rechnet man das auf Deutschland und die nächsten Jahre hoch – das kann doch nicht sein? Das ist fatal, das Armutszeugnis für eine derart reiche und intelligente Gesellschaft, wie wir es sind!

Nächste Frage: Wie viele von diesen vier Schülern werden die Ausbildung auch abschließen? Wie viele werden übernommen und wie viele können davon leben und eine Familie ernähren? Wie sollen diese 100 Schüler insgesamt einen vernünftigen Beitrag für die Gesellschaft leisten? Die Parallelgesellschaften platzen ohnehin aus den Nähten. Noch mehr Arbeitslose können die Migranten-Communities einfach nicht mehr auffangen. Warum also pfercht man die Migranten derart zusammen, wenn man schon von vorherein weiß, dass fast alle chancenlos bleiben?

Dazu habe ich in der ›Kleinen Zeitung‹ vom Mai 2011, die in der Steiermark erscheint, eine interessante Studie gefunden – nicht etwa zu Deutschland, sondern zu Österreich. Der Österreichische Integrationsfonds führte zum Thema »Integration im Klassenzimmer« in sieben Bundesländern Befragungen unter 761 Schülern der siebten und achten Klasse durch. Das Ergebnis: *»Ab einem Zuwandereranteil von mehr als 35 Prozent kann das Klima in der Klasse kippen. Die Probleme nehmen zu. Die Diskussionen, oft mit populistischem Unterton, basieren nicht mehr auf Fakten.«*

Gleichzeitig fanden die Ösis heraus: *»Gibt es nur ganz wenige Migranten, ist das Klima auch nicht besser.«* Am vorteilhaftesten seien Klassen mit einem Migrationshintergrund von 16 bis 35 Prozent. Zwar sei es nicht automatisch so, dass bei einem hohen Anteil an Migranten ein schlechteres Klima herrsche. *»Doch in Einzelbereichen wie Gewalt und Mobbing gibt es schon Unterschiede«* – Gewalt und Mobbing würden zunehmen.

Es geht also offenbar nicht mit zu wenigen, aber auch nicht mit zu vielen. Bleibt noch die totale Trennung, was

in diesem Land ja wiederum nicht zu wenige für durchaus wünschenswert erachten. Was passiert dann? Warum kann man das nicht vernünftig regeln? In Italien beispielsweise gibt es bereits ein Gesetz, dass keine Schulklasse einen höheren Migrantenanteil als 35 Prozent aufweisen darf.

Na bitte.

100 Schwarzköpfe also in der Aula, und sie wollen, dass ich ihnen irgendetwas sage. Prime Lee war schon da. Die Veranstaltung wurde vom Radio RBB aufgenommen. Es war das erste Mal, dass ich in einer Schule auftrat. Da kann einem schon klar werden: Du musst die richtigen Worte finden.

Als Alevite weiß ich, dass es auch unter den türkischen Schülern große kulturelle Unterschiede gibt. Es gibt Sunniten, Kurden, türkische und kurdische Aleviten, Jesiden, Aramäer, griechische und arabische Türken, Schiiten, türkische Juden. Es gibt welche, deren Väter sich den Grauen Wölfen zugehörig fühlen, der rechtsextremen, nationalistischen türkischen Partei, und so weiter und so fort. Wie ich im Lauf der Zeit herausfand, kommt die Frage nach meiner eigenen Herkunft in der Regel sofort. Ich musste diesen Jugendlichen von Anfang an klar machen, dass sie für mich alle gleich sind. »Ich beurteile euch nicht nach eurer Herkunft, Religion, Geschlecht oder sexuellen Neigung, sondern nur nach eurem Verhalten«, begann ich, ziemlich hölzern.

Wenn ich oberlehrermäßig anfangs, ihnen Geschichten darüber zu erzählen, wie das Leben funktioniert, dann habe ich schon verloren. Ich bin nicht der Vater und nicht der Onkel. Alle kennen genug Leute in ihrem Umfeld, die im Knast waren oder kriminell sind. Auch da habe ich nichts Neues zu bieten, und jeder hat seine eigenen Alltagsprobleme.

Ich sage also einfach: »Es gibt drei Türen im Leben. Es gibt die Tür der Bildung, die Tür der Kriminalität und Gewalt, und es gibt eine Tür, auf der steht Hartz IV. Die zweite

Tür kenne ich, die kann ich nicht empfehlen, und sagt später bitte nicht, es hätte euch niemand gewarnt. Hartz IV kann man sich zumindest vorstellen. Bleibt also eigentlich nur eine Tür. Bildung. Das ist zwar nicht leicht, aber diese neun oder dreizehn Jahre sind entscheidend für den Rest eures Lebens. So einfach ist das.« Das kam an.

Ich habe noch oft in Schulen gelesen, landauf und landab. Ich will mich nicht wiederholen und picke die interessantesten Begegnungen heraus. Interessant an diesem ersten Tag war für mich die Wahrnehmung, dass sich unter diesen ganzen Schwarzköpfen kaum Mädchen mit Kopftüchern befanden. Und ich hatte definitiv eine Erkenntnis: Ich will mich einmischen. Ich will euch aufmischen. Ich will mitreden. Ich will mich gegen diese Apartheid wehren. Scheiß auf die Kohle. Scheiß aufs Ausland. So darf es nicht weitergehen.

Aber ich will in diesem Buch vor allem andere reden lassen. Was mich selbst angeht, habe ich in ›Türken-Sam‹ genug vom Leder gezogen. Ich habe seither viele Dinge beobachtet. Ich bin ziemlich viel herumgereist und habe immer wieder aus dem Buch erzählt, vor allem aber habe ich zugehört. Ich fange mal von vorne an.

Kurze Interviews mit fiesen Migranten

Bevor diese Erkenntnisse kamen, hatte ich weitere ganz neue Erfahrungen zu machen. Das St.-Pauli-Theater war ausverkauft. 600 Menschen, bis zum letzten Platz. Mitten auf dem Hamburger Kiez, auf der Reeperbahn neben der berühmten Davidwache. Ich dachte. Mann, wer es hierher geschafft hat, der hat es zu etwas gebracht. Wie am Broadway leuchte es draußen rot über dem Theater auf: TÜRKEN-SAM, heute Lesung mit Cem Gülay und Mehmet Kurtulus. Der türkisch-stämmige Schauspieler, der als Tatort-Kommissar Cenk Batu bekannt war, würde aus meinem Buch lesen. Das Fernsehen war da, deutsche wie türkische Journalisten, vor dem Theater hatte sich eine Schlange gebildet.

Ich war mehr als nervös. Ich sollte vor so vielen Menschen auftreten. Auch wenn ich nicht selbst lesen musste, so würde es anschließend eine Diskussion mit mir geben. Ich war auch deshalb nervös, weil ich am Morgen einen Anruf bekommen hatte. Würde ich heute auf offener Bühne angegriffen werden? Es hatte sich einiges ereignet an diesem Tag.

Am Morgen hatte die ›Hamburger Morgenpost‹ getitelt: »Ich war eine Bestie«. Darunter ein Foto von mir, böser Blick, Dreitagebart. Es war ein Interview, das ich dem damaligen Polizeireporter gegeben hatte, einem Mann, der seit 20 Jahren über den Kiez berichtete. Der Titel war aus dem Zusammenhang gerissen. Ich hatte gesagt, dass ich in meiner Gangsterzeit einige Schlägereien zu bestehen hatte, in deren Verlauf ich durchaus zur Bestie werden konnte.

Aber das war nicht einmal das Schlimmste. Denn zwischen den Zeilen des Artikels klang an, ich sei eine Kiez-